

Aleksandar Hemon
Lazarus Roman
Autorenheft



KNAUS



Aleksandar Hemon

Aleksandar Hemon wurde 1964 als Kind einer serbischen Mutter und eines bosnischen Vaters in Sarajevo geboren. Sein Großvater Teodor kam vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus der Ukraine nach Bosnien; beide Länder gehörten damals zu Österreich-Ungarn. Als Aleksandar Hemon sich 1992 im Rahmen eines Kulturaustauschs in den USA aufhielt und vom Beginn der Belagerung seiner Heimatstadt erfuhr, beschloss er, im Exil zu bleiben.

Seit 1995 schreibt er auf Englisch und veröffentlicht regelmäßig unter anderem in *The New Yorker*, *Granta* und *The Paris Review*. Sein Erzählband »Die Sache mit Bruno« erschien 2000 in acht Ländern gleichzeitig. 2002 folgte der Roman »Nowhere Man«, der für den National Book Critics Circle Award nominiert war. Beide Bücher begeisterten Publikum wie Kritik gleichermaßen. Die MacArthur Foundation zeichnete Hemon 2004 mit dem Genius Grant aus. Er lebt mit seiner Familie in Chicago.

Die Auferstehung der Vergangenheit

Aleksandar Hemon's Roman »Lazarus« beginnt im Chicago des Jahres 1908, als ein junger jüdischer Einwanderer namens Lazarus Averbuch, ein vermeintlicher Anarchist, das Haus des Polizeichefs betritt und erschossen wird. Der Erzähler ist Vladimir Brik, ein bosnisch-amerikanischer Schriftsteller, und im Mittelpunkt der Geschichte steht der Versuch, beinahe ein Jahrhundert später die Wahrheit über den Tod Averbuchs ans Licht zu bringen. Wahrheit aber ist in Hemon's Werk etwas erbarmungslos Problematisches. Sein erstes Buch, ein Erzählungsband mit dem Titel »Die Sache mit Bruno« (2000 im Knaus Verlag erschienen), endet mit der Geschichte »Solange es Menschen gibt«. Ihr Thema, das Hemon mit einer Art bitterer Nostalgie in seinen Arbeiten immer wieder aufgreift, ist eine Kindheit in Sarajevo. Am Ende erinnert sich der Erzähler daran, wie er eines Morgens aufwacht und vor seinem Fenster Hakenkreuzfahnen flattern sieht. Er verlässt seine Wohnung und findet auf den Eisenbahnschienen deutsche Soldaten mit blutigen Verbänden, und über ihnen baumeln erhängte Männer und Frauen. Das ist kein Traum; wie schon der Titel der Geschichte nahelegt, wird auf dem Bahnhof in der Nähe der Wohnung des Jungen gerade ein Film gedreht. Der letzte Satz ist perfekt: »Sie nahmen den erhängten Mann über meinem Kopf ab, er drehte seinen Kopf, erst nach links, dann nach rechts, streckte seine Arme aus, als wollte er ein aufsteigendes Flugzeug nachahmen, und verschwand dann in der Menge.« Der erhängte Mann ist natürlich ein Statist, und diese »Rückkehr ins Leben« ist ein erster Beleg für das Auferstehungsthema, das in Hemon's jüngstem Roman ausführlich entwickelt wird.

Hier nun findet der Autor endlich eine Geschichte, die groß genug ist, um darin das umfangreiche Repertoire seiner ständig weitergetriebenen Obsessionen unterbringen und strukturieren zu können, als da wären (in keiner besonderen Reihenfolge): Bosnien, Amerika, Identität, Geschichte, Männerfreundschaften, Tod, Auferstehung, die Natur des Bösen, Geschichtenerzählen, die Unmöglichkeit objektiver Wahrheit, die Belagerung Sarajevos, alte Fotos, die Abwesenheit Gottes, Gewalt, Krieg, Betrug und Spionage. Brik, unser Erzähler, ist so darauf aus, sich einen Namen als Schriftsteller zu machen – und sich dabei ebenfalls aus der finanziellen Abhängigkeit von seiner amerikanischen Frau, einer Neurochirurgin, zu befreien –, dass er es schafft, ein Stipendium zu ergattern und damit nach Lemberg in der Ukraine aufzubrechen. Dort will er mit seinen Recherchen zu Lazarus Averbuch beginnen, der wegen des Verdachts des Anarchismus im Jahre 1908 erschossen wurde. Begleitet wird er von einem bosnischen Landsmann, der nun ebenfalls in Chicago wohnt, einem Fotografen namens Rora.

Rora ist eine ganz und gar gelungene Schöpfung. Anders als Brik war er während eines Großteils der Belagerung Sarajevos im Bosnien-Krieg Anfang der neunziger Jahre in der Stadt. Während die beiden jungen Männer aus der Ukraine nach Moldawien fahren, ähnelt vieles von dem, was Brik von Rora über diesen Krieg erfährt, den Berichten, die er über die Pogrome in der Region während Averbuchs Jugend erhält; diese wiederum werden ihrerseits im Antisemitismus der USA in derselben Zeit gespiegelt, als (sowohl echte als auch vermeintliche) Anarchisten in den jüdischen Ghettos als gefährliche Feinde der Demokratie verleumdet wurden – »magere, schnurrbärtige, schwindsüchtige, klamme, aufgebrachte Männer, die nach Essig und Revolution rochen.« In Briks bitterer Erzählung findet ein solches Denken

seinen Widerhall in der Dämonisierung der Muslime in den USA in der Folge des 11. September 2001. Diese Parallelen erzeugen eine dichte Vielschichtigkeit und machen hellhörig für den Beziehungsreichtum zwischen den Erzählsträngen des Romans.

Einer dieser Erzählstränge wird von der Schwester des toten Lazarus Averbuch beherrscht, Olga, einer stolzen, kämpferischen jungen Frau, die nach dem Tod ihres Bruders tiefe Trauer und Erniedrigung erleidet. Denn ihr Schmerz wird noch verstärkt, nicht nur durch die Ungewissheit über den Verbleib seines Leichnams, sondern auch durch das Gerücht, dass er tatsächlich von den Toten auferstanden sein könnte. Selten hat Hemon mit mehr Einfühlungsvermögen geschrieben, als wenn er Olgas Leiden schildert, und ihre Probleme werden nur noch größer, als sie in die schwierige Lage eines Freundes ihres Bruders verstrickt wird. Hemon treibt Olgas Geschichte mit bemerkenswerter Sicherheit voran, während Brik und Rora unterdessen auf südwestlichem Wege aus der Ukraine nach Moldawien und von dort nach Rumänien und Bosnien fahren. Die dunkle und blutige Geschichte dieser Region kommt mit jedem Schritt mehr in den Blick, und im Leser wächst das Gefühl für den grimmigen Hass, der dort immer noch über Europa hängt und sich immer wieder manifestieren muss, wie Roras Erfahrungen in Sarajevo bezeugen.

»Lazarus« ist das mutige Werk eines stürmischen literarischen Talents, und gleichzeitig ein kalter, grimmiger Ausbruch moralischer Entrüstung. Trotz aller Verweise Hemons auf andere Schriftsteller – man fühlt sich immer wieder nicht nur an Nabokov und Sebald, sondern auch an Bulgakov, Pamuk, Amis und Poe erinnert – ist er ganz und gar er selbst, eine Begabung, die keinem anderen etwas schuldig ist.

Patrick McGrath, Mai 2008 im *Bookforum*

»Hemon spricht als Schriftsteller die Sinne und den Intellekt gleichermaßen an. Sein Roman ist voll von köstlichen Szenen und witzigen Formulierungen, die einen Vergleich mit Nabokov rechtfertigen.«
The Washington Post

»Hemon ist ein unglaubliches Talent, ein geborener Geschichtenerzähler und Dichter – und er schreibt erstaunliche, herrliche Sätze!«
The Los Angeles Times

»Dieser Roman ist voller Humor und voller witziger Einfälle – und gleichzeitig unaussprechlich traurig.«
New York Times Book Review

»Ein Buch, das den Leser dazu zwingt, sich die Welt, in der wir leben, genau anzusehen.«
Esquire

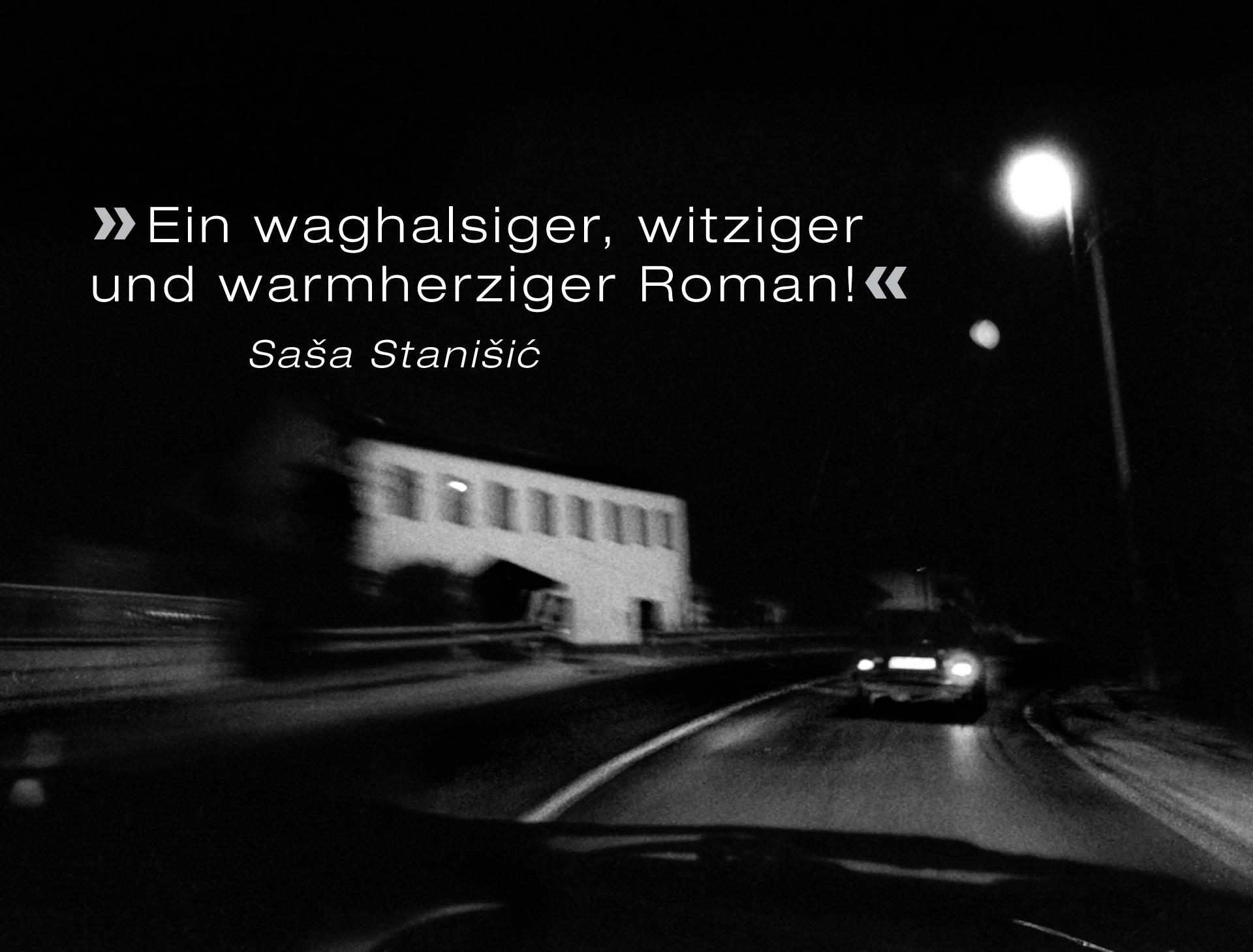
»Hemons sichere Erzählkunst hat einen dicht gewobenen Roman entstehen lassen. Diese Prosa ist schön und zwingend, und selbst wenn die Geschichte uns weiterziehen will, schlagen wir die Seiten nur zögernd um.«
San Francisco Chronicle

»»Lazarus« ist ein meisterhaftes literarisches Abenteuer, das es schafft, episches Erzählen und detaillierte Genauigkeit miteinander zu vereinen. Eine unglaublich lohnende Leseerfahrung!«
Amazon – Best of the Month

»Einfach großartig!«
Publisher's Weekly

»» Ein waghalsiger, witziger
und warmherziger Roman! ««

Saša Stanišić



Woher stammt die Idee zu diesem Roman?

Vor ein paar Jahren fiel mir ein Buch mit dem Titel »An Accidental Anarchist« in die Hände, das die Vorgänge rund um den Mord an Lazarus Averbuch beschreibt. Ich habe die Angewohnheit, wahllos Bücher über Geschichte zu lesen, und einer meiner Freunde hatte es mir gegeben. Lazarus' Geschichte berührte mich, vor allem die Tatsache, dass er erst seit sieben oder acht Monaten in Chicago war, ehe er erschossen wurde. Für ihn ging der American Dream nicht in Erfüllung. Außerdem gibt es ein Foto von Lazarus, wie er tot auf einem Stuhl sitzt und von Polizeihauptmann Evans gehalten wird, und dieses Foto beeindruckte mich tief. Hier war Lazarus, tot, ein bisschen zerzaust, seine Kleider waren ihm übergeworfen worden – und Hauptmann Evans, in strahlendes Weiß gekleidet, lebendig. Ich konnte nicht aufhören, über dieses Foto nachzudenken. Ich begann nicht nur, darüber nachzudenken, wie ich über Lazarus schreiben könnte, sondern fügte das Foto ein, weil ich irgendwie fühlte, dass es wert war, in einem anderen Zusammenhang gesehen zu werden.

Apropos Fotos – was veranlasste Sie überhaupt, Fotos in diesem Buch zu verwenden, besonders die von Ihrem Freund Velibor Božović?

Nun, ich wollte sowohl die Fotos von Velibor als auch die alten verwenden, und je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde es mir, dass ich noch eine andere Geschichte haben musste, parallel zu der von Lazarus. Außerdem dachte ich an die Figur des Fotografen, Rora. Velibor und ich unternahmen eine Reise nach Osteuropa, eine Art Forschungsreise. Ich hatte die beiden Geschichten schon in Umrissen in mir, die Lazarusgeschichte sowie die von Brik und Rora. Ich musste mir nur überlegen, wie ich die Fotos einbeziehen konnte.

Sie teilen die Erzählung auf, jeweils ein Kapitel mit Briks Geschichte und eins mit der von Lazarus und seiner Schwester Olga im Wechsel. An welchem Punkt des Schreibprozesses haben Sie beschlossen, dass die Kapitel sich abwechseln sollten?

Ich hatte nicht vor, die Kapitel im strengen Wechsel aufeinander folgen zu lassen. Ich hatte sie zunächst etwas weniger regelmäßig gemischt. Doch es war eine Frage des Rhythmus', den das Buch haben sollte. Ich hatte das Gefühl, dass der Leser immer an die andere Geschichte erinnert werden und nicht zu viel Zeit bei einer der beiden verweilen sollte. Auf diese Weise hatte ich an einem bestimmten Zeitpunkt sich abwechselnde Kapitel.

In Ihrem Roman steht der Satz: »Es gibt so viele Geschichten, die erzählt werden können, aber nur manche von ihnen können wahr sein.« Und tatsächlich geht es in Lazarus um Geschichten und Wahrheiten. Bleiben wir bei den Geschichten, da gibt es mehrere: Brik ist auf der Suche nach Lazarus' Geschichte, es gibt Olgas Geschichte, die biblische Geschichte von Lazarus, und es gibt Roras in Sarajevo angesiedelte Kriegsgeschichten, die er Brik im Verlauf ihrer Reise erzählt. Wie wichtig ist das Prinzip des Geschichtenerzählens für den Roman?

Sehr wichtig, das ist das zentrale Thema. Im Grunde kann man keine Geschichte erzählen, ohne andere Geschichten zu erzählen. Das ist das Prinzip des Geschichtenerzählens. Isolierte Geschichten zu erzählen führt zu einer Art Nabelschau, und am Ende hat man nur selbstverliebte Memoiren. Als Geschichtenerzähler und als Schriftsteller, aber auch als Mensch kann ich die Menschen nicht getrennt voneinander betrachten. Sie kommen und erzählen Geschichten im Zusammenhang mit anderen Menschen und deren Geschichten. Das wollte ich weiterverfolgen. Ich wollte, dass Rora unentwegt Geschichten erzählt, die nicht von ihm selbst handeln, die nichts mit seiner

eigenen Psyche zu tun haben. Er ist eher Augenzeuge, und seine Geschichten sind eine Art episches Erzählen. Auf der anderen Seite gibt es Brik, der eine Art Nabelschau betreibt, und aus der Kombination dieser beiden Erzählhaltungen heraus entsteht dann gewissermaßen die Lazarusgeschichte.

Sie behandeln auch den kulturellen »Code« des Geschichtenerzählens, und im Roman gibt es das Motiv, dass Nicht-Amerikaner eine Geschichte genießen können, ohne sich über die genauen Tatsachen und die Wahrheit dieser Geschichte Gedanken zu machen, während die Amerikaner das sehr wohl tun. Wir sehen das bei Brik, wenn er Rora fortwährend nach seinen Kriegsgeschichten fragt. Ist das ein Anzeichen für Briks Amerikanisierung und sein Ringen um seine eigene nationale Identität?

Ja. Es gibt eine Stelle im Buch, an der Brik eine Geschichte, die er von Rora gehört hat, vor amerikanischen Zuhörern wiederholt. Diese stellen aber den Wahrheitsgehalt dieser Geschichte in Frage. In diesem Moment ist er in ihren Augen nicht sehr amerikanisch. So funktioniert seine Identität, sie ist sehr kontextabhängig. Wenn er mit seiner amerikanischen Frau und ihrer Familie zusammen ist, ist er nicht amerikanisch genug. Aber wenn er mit Rora zusammen ist, ist er zu amerikanisch. Mit anderen Worten, seine Identität zeigt sich im Hinblick auf die gegensätzlichen Arten, Geschichten zu erzählen.

In Ihrem Buch gibt es direkte Parallelen zwischen der Paranoia rund um die Anarchisten an der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert und der in ähnlicher Weise von Regierung und Medien genährten Angst vor dem Terrorismus an der Wende zum gegenwärtigen Jahrhundert. Haben Sie dieses Thema von Anfang an eingeplant oder tauchte es erst im Prozess des Schreibens auf?

Nun, ich sah diese Parallele in der ursprünglichen Geschichte von Lazarus. Während ich recherchierte, war das Ausmaß der Paranoia erstaunlich, und ebenso die Weise, in der sie am Leben gehalten wurde. Die Anarchisten waren die Terroristen ihrer Zeit und sie begingen Verbrechen, aber die Meinungen über die Anarchisten waren übertrieben negativ und wurden dazu missbraucht, Patriotismus und Rassendenken zu verstärken. Da gibt es viele Dinge, die auch heute wieder eingesetzt werden, wie der Rassismus, der dem Irakkrieg zugrunde liegt: jeder wird zum Terroristen, egal wer er eigentlich ist. Das hat sich in der amerikanischen Geschichte schon so oft ereignet, dass es kaum wert ist, erwähnt zu werden. Ich halte das also für keine besondere Entdeckung. Egal, welche Epoche man sich anschaut, immer gibt es da eine ähnliche Dynamik.

In einem früheren Entwurf meines Romans stand viel mehr, das in diese Richtung ging. Die eigentliche Lazarusgeschichte wurde schließlich auf höchster staatlicher Ebene verhandelt, nach seiner Ermordung wurden die Einwanderungsgesetze verändert – aber darauf wollte ich nicht hinaus, und darum habe ich all das wieder gestrichen. Ich wollte nicht, wenn ich über die Verhältnisse im Jahre 1908 schreibe, stellvertretend die Probleme der Gegenwart behandeln. Was mich in diesem Zusammenhang viel mehr interessierte, war Olgas Trauer. Da gibt es all diese Propaganda der Behörden und der Medien, und im Verlauf des Prozesses nehmen sie ihr sogar Lazarus weg. Das kann man sich heute nur schwer vorstellen: abgesehen davon, dass es ethisch und politisch völlig unakzeptabel ist, hat jemand enorm darunter gelitten. Darüber kann ich nur schwer hinwegkommen. Daher ist die politische Seite des Buches eher auf Olga hin ausgerichtet als auf meine eigene politische Meinung.

Aus einem Interview mit Aleksandar Hemon, veröffentlicht in *The Chicagoist* am 30. April 2008
Aus dem Amerikanischen von Jörn Mixdorf

LAZARUS

Zeit und Ort sind die einzigen Dinge, deren ich mir sicher bin: 2. März 1908, Chicago. Alles andere liegt im Dunst der Geschichte und des Schmerzes, und jetzt stürze ich mich kopfüber hinein.

Früh am Morgen klingelt ein dürrer junger Mann an der Haustür von 31 Lincoln Place, dem Wohnsitz von George Shippy, dem allseits geachteten und gefürchteten Polizeipräsidenten von Chicago. Das Hausmädchen, deren Name als Theresa verzeichnet ist, öffnet die Tür (die sicher bedrohlich knarrt), mustert den jungen Mann, von den schmutzigen Schuhen bis zum dunklen Gesicht, und grinst, wie um zu sagen, er sollte tunlichst einen guten Grund dafür haben, dass er hier steht. Der junge Mann verlangt, Chief Shippy persönlich zu sprechen. Mit ihrem strengen deutschen Akzent teilt ihm Theresa mit, dass es noch viel zu früh sei und Chief Shippy vor neun Uhr niemanden empfangen. Er dankt ihr lächelnd und verspricht, um neun wiederzukommen. Seinen Akzent vermag sie nicht einzuordnen; sie wird Shippy warnen, dass der Ausländer, der ihn sprechen will, einen höchst fragwürdigen Eindruck mache.

Der junge Mann steigt die Treppe hinab und öffnet das Tor (das ebenfalls bedrohlich knarrt). Er schiebt die Hände in die Taschen, doch dann zieht er seine Hose hoch – sie ist ihm noch immer zu groß. Er schaut nach rechts, er schaut nach links, als müsse er sich entscheiden. Der Lincoln Place ist eine andere Welt; die Häuser hier sind wahre Schlösser, die Fenster hoch und breit; auf den Straßen sind keine Bettler; es ist überhaupt niemand auf der Straße. Die eisverkrusteten Bäume funkeln im trüben Morgenlicht; ein unter der Eislast gebrochener Ast berührt das Pflaster und lässt seine gefrorenen Zweige klirren. In dem Haus auf der anderen Straßenseite späht jemand hinter einem Vorhang hervor, das Gesicht aschgrau vor dem dunklen Raum dahinter. Es ist eine

junge Frau: Er lächelt ihr zu, und sie zieht hastig den Vorhang zu. All die Leben, die er leben könnte, all die Menschen, die er nie kennen, die er nie sein wird, sie sind überall. Das ist die Welt, mehr nicht.

[...]

Die Bäume hier werden mit unserem Blut gegossen, würde Isador sagen, die Straßen mit unseren Knochen gepflastert; sie verspeisen unsere Kinder zum Frühstück und werfen die Reste in den Abfall. Die Webster Street ist erwacht: In bestickte Lammfellmäntel gehüllte Frauen steigen vor ihren Häusern in Automobile und neigen vorsichtig die Köpfe, um ihre riesigen Hüte zu schützen. Männer in makellosen Galoschen schwingen sich nach den Frauen hinein, ihre Manschettenknöpfe glitzern. Isador behauptet, er suche gern die überirdischen Orte auf, an denen Kapitalisten wohnen, um dort die heitere Ruhe des Wohlstands zu genießen, die von Bäumen gesäumte Stille. Doch um zornig zu sein, kehrt er in die Ghettos zurück; dort ist man immer dem Lärm und der Unordnung nahe, immer in Gestank getaucht, dort ist die Milch sauer und der Honig bitter, sagt er.

Ein riesiges Automobil, keuchend wie ein gereizter Stier, überfährt beinahe den jungen Mann. Die Pferdekutschen sehen aus wie Schiffe, die Pferde sind stämmig, gepflegt und folgsam. Die elektrischen Straßenlaternen brennen noch und spiegeln sich in den Schaufensterscheiben. In einer der Auslagen führt eine kopflose Schneiderpuppe stolz ein zartes weißes Kleid mit schlaff herabhängenden Ärmeln vor. Er bleibt davor stehen, die Puppe steht reglos wie ein Denkmal. Ein Mann mit Eichhörnchengesicht und Kraushaar, der auf einer erkalteten Zigarre herumkaut, stellt sich neben ihn, fast berühren sich ihre Schultern. Der Geruch seines Körpers: feucht, verschwitzt, nach muffigen Kleidern. Der junge Mann stampft mit beiden Füßen auf, damit die Blasen, die

er von Isadors Schuhen bekommen hat, nicht so schmerzen. Er denkt daran, wie seine Schwestern zu Hause vor Freude kichernd ihre neuen Kleider anprobieren. An die Abendspaziergänge in Kischinow; er war stolz und eifersüchtig, weil gutaussehende junge Burschen seinen Schwestern auf der Promenade zulächelten. Es gab ein Leben vor diesem hier. Zuhause ist dort, wo jemand merkt, dass du nicht mehr da bist.

[...]

Kurz danach nähert er sich abermals der Tür von Chief Shippy. Eine weitere Pastille löst sich langsam unter seiner Zunge auf, die Bitterkeit verätzt seinen Hals, lässt seine Mandeln schrumpfen. Er wartet, bis die Pastille ganz zerfallen ist, und drückt dann auf die Klingel; hinter dem Vorhang bewegt sich ein Schatten. Er erinnert sich an einen Abend in seiner Kindheit, als er mit seinen Freunden Verstecken spielte – die anderen hatten sich versteckt, er musste suchen; dann gingen sie alle nach Hause, ohne ihm Bescheid zu sagen; noch bis spät in die Nacht suchte er nach ihnen und rief in die von ihren Schatten erfüllte Dunkelheit: »Da bist du. Ich seh dich«, bis Olga ihn fand und ihn heimbrachte. Ein dolchförmiger Eiszapfen bricht von einem hohen Gesims ab, fällt herunter und zerschellt am Boden. Er klingelt noch einmal; Chief Shippy öffnet die Tür; der junge Mann tritt in den dämmrigen Flur.

Punkt neun Uhr öffnet Chief Shippy die Tür und sieht einen jungen Mann mit *ausländischen Gesichtszügen*, der *einen schwarzen Mantel und einen schwarzen Schlapphut* trägt und alles in allem *wie ein Arbeiter wirkt*. *Mit dem kurzen, umfassenden Blick auf seinen Besucher*, wird William P. Miller hinterher in der *Tribune* schreiben, *erfasste Chief Shippy einen brutalen, geraden Mund mit Wulstlippen sowie zwei graue Augen, die kalt und zugleich fanatisch wirkten*. *Irgendetwas an diesem schlanken, dunkelhäutigen jungen Mann – offenkundig ein Sizilianer oder ein Jude – war*

dazu angetan, das Herz eines jeden rechtschaffenen Mannes vor Misstrauen erschauern zu lassen. Doch Chief Shippy, den keine Arglist zu erschüttern vermag, bat den Fremden in sein behagliches Wohnzimmer.

Sie bleiben an der Tür stehen, der junge Mann ist unsicher, ob er sich noch weiter vorwagen soll. Nach einem langen Moment bedrohlichen Zögerns – Chief Shippy zieht das Kinn an, ein verwirrter Sperling tschilpt draußen vor dem Fenster, einen Stock höher schlurft Schritte – drückt er Shippy abrupt ein Kuvert in die Hand.

»*Er überreichte mir ein Kuvert, auf dem mein Name und meine Adresse standen*«, wird Shippy Mr. Miller berichten. »*Ich nahm mir nicht die Zeit, das Kuvert näher zu untersuchen. Blitzartig kam mir der Gedanke, dass der Mann nichts Gutes im Schilde führte. Er sah mir aus wie ein Anarchist. Ich packte seine Arme, drehte sie ihm auf den Rücken und rief nach meiner Frau: »Mutter! Mutter!«* Mutter Shippy kommt hereingestürmt, mit all der Urgewalt, die in dem Wort *Mutter* steckt. Sie ist untersetzt und kräftig und hat einen großen Kopf; in ihrer Hast stolpert sie fast über die eigenen Füße. Ihr Mann hält die Arme eines *Sizilianers oder eines Juden* fest, und sie legt die Hand auf ihre Brust und stöhnt laut auf. »*Durchsuch seine Taschen*«, kommandiert Chief Shippy. Mutter klopft mit zitternden Händen die Taschen des jungen Mannes ab; er riecht so säuerlich, dass es ihr schier den Magen umdreht. Der junge Mann wehrt sich, will sich losreißen, und dabei grunzt er wie ein muskulöses Tier. »*Ich glaube, er hat eine Pistole*«, schreit Mutter. Chief Shippy lässt die Arme des Fremden los und zieht rasch seinen Revolver. Mutter will sich in Sicherheit bringen und watschelt auf einen Gobelin zu, der – wie William P. Miller anmerkt – *den heiligen Georg darstellt, der einen sich windenden Drachen tötet.*

Shippys Chauffeur Foley, der gerade gekommen ist, um seinen Chef ins Büro zu fahren, läuft, alarmiert durch die Geräusche eines

Handgemenges, die paar Stufen hinauf und zieht seinen Revolver, während Henry, Chief Shippys Sohn (*auf Urlaub von der Culver Military Academy*) im Pyjama aus seinem Zimmer die Treppe herabgerannt kommt, in der Hand einen blitzenden, stumpfen Säbel. Der junge Mann weicht ein, zwei Schritte von Chief Shippy zurück – Foley, die Pistole im Anschlag, öffnet die Tür, Henry stolpert die letzten Stufen herab –, verharrt einen Moment und stürzt sich dann auf den Chief. Ohne zu überlegen, schießt Chief Shippy auf den jungen Mann; Blut spritzt in hohem Bogen, und Foley sieht nur Rot, doch da er gut ausgebildet ist und Chief Shippys Abneigung gegen Zugluft kennt, wirft er hinter sich die Tür ins Schloss. Chief Shippy, durch Foleys Auftauchen erschreckt, schießt auch auf ihn, dann nimmt er wahr, dass jemand von hinten heranstürmt, wirbelt gekonnt herum wie ein Revolverheld und schießt auf Henry. *Der nichtswürdige Ausländer schießt auf Foley und zerschmettert ihm das Handgelenk, und dann auf Henry, dessen Lunge von dem Geschoss durchbohrt wird.* Shippy und Foley geben daraufhin weitere Schüsse ab, von denen sieben den jungen Mann treffen, dessen Blut und Gehirn an die Wände und auf den Boden spritzen. *Während der ganzen Auseinandersetzung, schreibt William P. Miller, hatte der Anarchist keine Silbe von sich gegeben. Er kämpfte hartnäckig weiter, mit diesem verkniffenen grausamen Mund und einer Entschlossenheit in den Augen, die schrecklich anzusehen war. Er starb ohne einen Fluch, ein Flehen, ein Gebet auf den Lippen.*

Chief Shippy steht wie erstarrt, hält die Luft an und atmet erleichtert aus, während der junge Mann stirbt und der Pulverrauch langsam durch den Raum zieht wie ein Schwarm Fische.



Der tote Lazarus Averbuch und Captain Evans, *Chicago Daily News*, 3. März 1908

Ich bin ein halbwegs loyaler Bürger zweier Länder. In Amerika – diesem düsteren Land – verschwende ich meine Wählerstimme, zahle widerwillig Steuern, teile mein Leben mit einer einheimischen Frau und muss an mich halten, um dem idiotischen Präsidenten nicht einen qualvollen Tod zu wünschen. Aber ich habe auch einen bosnischen Reisepass, den ich nur selten benutze; ich fahre zu herzerreißenden Urlaubsaufenthalten und Beerdingungen nach Bosnien, und am oder um den 1. März feiere ich zusammen mit anderen Chicagoer Bosniern stolz und pflichtschuldig unseren Unabhängigkeitstag mit einem angemessen feierlichen Dinner. Genaugenommen fällt der Unabhängigkeitstag auf den 29. Februar – eine typisch bosnische Komplikation. Vermutlich wäre es zu kurios und zu unsouverän, ihn nur alle vier Jahre zu feiern, und so findet diese chaotische Veranstaltung alljährlich in irgendeinem vorstädtischen Hotel statt. Die Bosnier fallen früh und in Scharen ein; beim Parken ihrer Autos streiten sie sich schon mal handgreiflich um einen Behinderten-Parkplatz: Krückenschwingend versuchen zwei Männer zu klären, welcher von beiden schwerer beschädigt ist – der, dem eine Landmine ein Bein abgerissen hat, oder der mit der Rückgratverletzung, die er prügelnden Wärtern in einem serbischen Lager verdankt. Während sie aus keinem ersichtlichen Grund im Vestibül warten, bevor sie sich in den Speisesaal begeben – der unweigerlich einen hochstapelnden Namen wie Westchester, Windsor oder Lake Tahoe trägt –, rauchen meine Doppel-Mitbürger, obwohl zahlreiche Schilder darauf hinweisen, dass Rauchen verboten ist. Sobald die Tür aufgeht, stürmen sie die weißgedeckten, mit zu viel Gläsern und Besteck beladenen Tische, getrieben von der ewigen Angst der Armen, dass auch im Überfluss nie genug für alle da ist. Sie legen sich ihre Servietten auf den Schoß oder hängen sie sich vor die Brust; sie erklären mühsam dem Personal, dass sie ihren Salat lieber zum Hauptgericht essen möchten statt davor; sie machen abfällige Bemerkungen über das Essen, die dann in verächtlichen Äuße-

rungen über die Fettleibigkeit der Amerikaner gipfeln. Und schon bald verflüchtigt sich für diesen Abend restlos das bisschen amerikanische Lebensart, das sie sich im Lauf der letzten zehn Jahre oder so andressiert haben; alle, mich eingeschlossen, sind wieder durch und durch Bosnier, und jeder weiß eine bezeichnende Geschichte über den kulturellen Unterschied zwischen uns und denen zu erzählen. Über diese Dinge habe ich manchmal geschrieben.

Die Amerikaner, da sind wir uns einig, gehen, nachdem sie sich die Haare gewaschen haben, mit noch nassen Haaren aus dem Haus – sogar im Winter! Wir versichern uns gegenseitig, dass das keine vernünftige bosnische Mutter ihrem Kind erlauben würde, da doch jeder weiß, dass man sich, wenn man mit nassen Haaren aus dem Haus geht, für gewöhnlich eine tödliche Gehirnentzündung zuzieht. An diesem Punkt bestätige ich meist, dass meine amerikanische Frau, obwohl sie Neurochirurgin ist – noch dazu Gehirnspezialistin! –, das auch macht. Alle am Tisch schütteln den Kopf, aus Besorgnis nicht nur über Gesundheit und Wohlergehen meiner Frau, sondern auch über die zweifelhaften Aussichten unserer interkulturellen Ehe. Irgendjemand erwähnt dann meistens noch das rätselhafte Fehlen von Zugluft in den Vereinigten Staaten: Die Amerikaner lassen alle ihre Fenster offen, auch wenn es zieht wie Hechtsuppe, obwohl doch jeder weiß, dass starke Zugluft eine Gehirnentzündung auslösen kann. Bei uns zu Hause betrachten wir frei strömende Luft mit Argwohn. Beim Dessert wird unweigerlich über den Krieg gesprochen, zunächst im Hinblick auf Schlachten oder Massaker, von denen manche (wie ich zum Beispiel) nichts verstehen, weil sie die Gräueltaten nicht miterlebt haben. Schließlich kommt das Gespräch auf lustige Arten, dem Tod von der Schippe zu springen. Alles brüllt vor Lachen, und unsere Gäste, die kein Bosnisch sprechen, ahnen nicht, dass es in der amüsanten Geschichte etwa um die vielen Gerichte auf der Grundlage von Brennesseln (Brennesselpastete, Brenn-

nesselpudding, Brennesselsteak) oder um einen gewissen Salko geht, der den Überfall einer Tschetnik-Mörderbande überlebte, in dem er sich tot stellte, und der jetzt dort drüben tanzt – und jemand zeigt auf ihn: der magere, sehnige Überlebende, der sein Hemd mit dem Schweiß glücklicher Auferstehung tränkt.

Im offiziellen Teil des Abends werden kulturelle Vielfalt, ethnische Toleranz und Allah gepriesen, und es gibt immer eine Reihe gravitätischer Ansprachen, gefolgt von einem Programm, in dem die gehirnentzündungsfreie Kunst und Kultur der bosnisch-herzegowinischen Menschen gefeiert werden. Ein Chor unterschiedlich großer und breiter Kinder (der mich immer an die Skyline von Chicago erinnert) plagt sich mit einem bosnischen Volkslied ab. Gehör und Akzent der Kinder sind durch ihre Teenagerzeit in Amerika unwiderruflich verändert. Sie tanzen auch, die Kids, unter dem wohlwollenden Blick eines schnurrbärtigen Tanzlehrers. Die Mädchen tragen Kopftücher, seidene Pluderhosen und kurze Westen, die ihre sprießenden Brüste betonen; die Jungen tragen Fese und Filzhosen. Keiner der Anwesenden hat jemals im richtigen Leben solche Kleider getragen; die Kostümfantasien sollen an eine ehrwürdige, von Unheil und Armut freie Vergangenheit erinnern. Ich beteilige mich an diesem Selbstbetrug; es macht mir sogar Spaß, dabei mitzuhelfen, denn wenigstens einmal im Jahr bin ich ein bosnischer Patriot. Wie alle anderen genieße ich die unverdiente Ehre, zu dieser Nation und nicht zu einer anderen zu gehören. Ich entscheide gern, wer sich uns anschließen darf, wer ausgeschlossen wird und wer uns als Gast willkommen ist. Die Tanzvorführung soll auch potenzielle amerikanische Wohltäter beeindrucken, die viel eher geneigt sind, karitatives Geld für die Unterstützung der Association of Bosnian-Americans lockerzumachen, wenn sie überzeugt sind, dass unsere Kultur ganz anders ist als ihre eigene, sie somit ihre Toleranz beweisen und dazu beitragen können, unsere unverständlichen Bräuche, da wir nun schon einmal hier

sind und nie mehr weggehen werden, zu bewahren wie eine Fliege im Bernstein.

So saß ich am 3. März 2004 neben Bill Schuettler, dem Mann, der im unregelmäßigen Rhythmus des Tanzes mit einem Dessertlöffel an seine leere Bierflasche klopfte. Die Patrioten vom Organisationskomitee meinten, ich solle Bill und seine Frau mit meinem schriftstellerischen Erfolg und meinem Charme beeindrucken, denn die Schuettlers saßen im Vorstand der Glory Foundation und hatten deshalb Verfügungsgewalt über glorreiche Gelder jeder Art. Bill hatte meine Kolumnen nicht gelesen – offenbar war seine einzige Lektüre die Bibel –, aber er hatte mein Foto in der *Chicago Tribune* gesehen (zwei Mal!) und war deshalb von meiner Wichtigkeit überzeugt. Er war Banker im komfortablen Ruhestand und trug einen marineblauen Anzug, der ihm eine Aura von Admiralität verlieh. Er hatte funkelnde Manschettenknöpfe, die sich auf die Ringe an den arthritischen Klauen seiner Frau reimten. Ich mochte seine Frau – sie hieß Susie. Als Bill sich von seinem Stuhl hochhievt und zur Toilette watschelte, erzählte mir Susie, dass sie mehrere meiner Kolumnen gelesen habe und dass sie ihr gefallen hätten – es sei unglaublich, meinte sie, wie anders sich Dinge, die man gut kennt, aus dem Blickwinkel eines Ausländers darstellen. Deswegen lese sie so gern; sie wolle immer dazulernen; sie habe viele Bücher gelesen. Lesen sei ihr sogar lieber als Sex, sagte sie und zwinkerte mir komplizenhaft zu. Als Bill zurückkam und sich steif zwischen uns setzte, unterhielt ich mich weiter mit ihr, wie durch das Gitter eines Beichtstuhls.

Sie waren beide in den Siebzigern, aber Bill wirkte schon voll fürs Sterben gerüstet mit seinen künstlichen Hüftgelenken, den unauslöschlichen Altersflecken im Gesicht und dem Drang, sich durch Mildtätigkeit eine komfortable Eigentumswohnung im Jenseits zu sichern. Susie dagegen war noch nicht bereit für die Ewigkeit von Florida; sie besaß die gefräßige Neugier einer Collegestudentin in den unteren Semestern. Sie überschüttete

mich (und mein Ego) mit Fragen und ließ nicht locker.

Ja, ich schreibe diese Kolumnen auf Englisch.

Ja, ich denke auf Englisch, aber manchmal auch auf Bosnisch; oft denke ich überhaupt nicht. (Sie warf lachend den Kopf zurück.)

Nein, meine Frau ist keine Bosnierin, sie ist Amerikanerin, sie heißt Mary.

Ja, ich konnte schon Englisch, bevor ich hierher kam. Ich habe einen akademischen Grad in englischer Sprache und Literatur von der Universität Sarajevo. Aber ich lerne immer noch.

Ich habe Englisch als Fremdsprache unterrichtet, und der *Reader* bat meine Chefin, jemanden zu empfehlen, der etwas über die Erfahrungen neu Eingewanderter erzählen könne. Sie empfahl mich, und seither schreibe ich die Kolumne.

Nein, es heißt nicht ›In der Heimat der Tapferen‹, es heißt ›Im Land der Freien‹.

Ich unterrichte nicht mehr Englisch als Fremdsprache. Ich schreibe nur noch die Kolumne für den *Reader*. Die Bezahlung ist nicht so toll, aber viele Leute lesen meine Sachen.

Ich habe den Plan, über einen jüdischen Immigranten zu schreiben, der vor hundert Jahren von der Chicagoer Polizei erschossen wurde. Ich bin bei meinen Recherchen für die Kolumne zufällig auf den Fall gestoßen.

Ich bewerbe mich um Stipendien, damit ich an meinem Buch arbeiten kann.

Nein, ich bin kein Jude. Mary auch nicht.

Ich bin auch weder Muslim noch Serbe oder Kroat.

Ich bin kompliziert.

Mary ist Neurochirurgin am Northwestern Hospital, sie hat heute Abend eine Operation.

Würden Sie gern tanzen, Mrs. Schuettler?

Danke.

Bosnisch ist keine ethnische Gruppe, sondern eine Staatsangehörigkeit.

Das ist eine lange Geschichte. Meine Urgroßeltern kamen nach Bosnien, nachdem das Kaiserreich Österreich-Ungarn es sich einverleibt hatte.

Vor einem Jahrhundert ungefähr. Das Reich ist längst zerfallen.

Ja, diese geschichtlichen Zusammenhänge sind ziemlich kompliziert. Deshalb würde ich gern dieses Buch schreiben.

Nein, ich wusste nicht, dass die Glory Foundation Bewerbungen um individuelle Stipendien entgegennimmt. Ich werde mich sehr gern bewerben.

Und ich würde Sie gern Susie nennen.

Möchten Sie tanzen, Susie?

Mit kesser Sohle beteiligten wir uns an dem ziemlich stupiden, aber einfachen Tanz, bei dem die Leute die Hände hochhalten, einen Kreis bilden und sich dann seitwärts bewegen, zwei Schritte nach rechts, einen Schritt nach links. Sie konnte es gleich, während ich, durch die unerwartete Aussicht auf ein Stipendium abgelenkt, nicht aufpasste und einen Schritt nach rechts und zwei nach links machte und ihr mehrmals auf die Zehen trat. Meine ältliche Freundin ertrug meine antirhythmischen Attacken mit stoischem Gleichmut, bis ich ihr beinahe den Fuß brach. Sie scherte aus dem Kreis aus, ihr Fuß rutschte aus dem Schuh, sie verzog vor Schmerz das Gesicht und hüpfte auf einem Bein herum. Der Strumpf bauschte sich an ihrer großen Zehe; sie hatte eine schmale Ferse und einen geschwollenen Knöchel. Ich bekam ihre flatternden Hände nicht zu fassen und ließ mich auf die Knie nieder, um mich ihrem verletzten Fuß gebührend zu widmen, was sie mir aber unmöglich machte, indem sie den Fuß ständig schnell bewegte. Für alle, die uns zuschauten, sah es so aus, als ob wir hingebungsvoll tanzten – sie einen einbeinigen Bauchtanz, ich in exaltierter Bewunderung ihrer Bewegungen –, und die Bosnier klatschten Beifall und kreischten vor Vergnügen. Ein Blitz flammte auf.

Als ich aufschaute, blendete mich ein zweiter Blitz, und ich sah den Fotografen nicht. Die Tanzenden umkreisten uns auf dem von

Schweiß glitschigen Boden. Susie und ich waren die Glanznummer des Abends; ein junger Bosnier mit kompromisslos aufgeknöpftem Hemd ließ sich auf die Knie nieder, beugte sich zurück und schüttelte vor Susie seine behaarte Brust. Sie vergaß ihren Schmerz offenbar schlagartig, entledigte sich auch noch des anderen Schuhs und gab sich barfuß dem orgiastischen Brusthaargeschüttel hin. Ich kroch aus dem Kreis hinaus, niedergedrückt von dem Gefühl, mich wie der letzte Idiot benommen zu haben.

Später waren alle Bosnier im Organisationskomitee hochofrend und lobten mich dafür, dass ich Susie zu einem unvergesslichen Erlebnis verholfen hatte, denn nun, da sie und Bill die ekstatischen Freuden der bosnischen Kultur kennengelernt hätten, stehe ein dicker Scheck ins Haus. Ich sagte ihnen nichts von der Aussicht auf ein individuelles Stipendium, die wie ein nagelneues Herz in meiner Brust schlug. Ich ließ mich nämlich von meiner Frau aushalten. In meiner Heimat hat Geld das Gesicht eines Mannes, aber bei uns brachte meine Frau das richtige Geld nach Hause, und Neurochirurgen, müssen Sie wissen, verdienen sehr viel Geld. Ich leistete nur einen symbolischen Beitrag zum Budget des Ehepaars Field-Brik: die paar lausigen Kröten für den Englischunterricht, bis ich dort rausflog, plus ein Scherflein pro Kolumne. Ein schönes Stipendium erschien vor meinem inneren Auge, ein fantastisches Stipendium, das es mir ermöglichen würde, unserer Ehe die Kosten und Mühen meiner Recherchen und meines Schreibsels zu ersparen. Während die Menge der Tanzenden sich zu einem neuen Tanz verfestigte, schmiedete ich Pläne für ein entspanntes Mittagessen mit Susie – Bill würde sicher mit seiner Kirche beschäftigt sein oder wofür er sonst seine letzten Jahre verschwendete; ich würde mich von meiner charmantesten Seite zeigen, amüsante Geschichten von mir geben, ihr mein Projekt, meine Ideen, mein Schriftstellerherz zu Füßen legen; sie würde mir aufmerksam zuhören und einwilligen. Im richtigen

Moment würde ich ihr vielleicht das Foto von unserem Beziehungstanz zeigen; sie würde lachen und den Kopf zurückwerfen, ich würde mitlachen und vielleicht ihre Hand zwischen den Weingläsern berühren; sie würde sich wieder jung fühlen und hinterher dafür sorgen, dass mein Stipendienantrag positiv beschieden wird. Und dann würde ich Mary beweisen, dass ich kein Tunichtgut, Faulenzer oder arbeitsscheuer Osteuropäer bin, sondern ein Mensch mit Begabung und Potenzial.

Um ehrlich zu sein: Ich bin kein willensstarker Typ, und ich bin auch keiner, der im Handumdrehen Entscheidungen fällt – Mary kann ein Lied davon singen. Doch am bosnischen Unabhängigkeitstag ging ich sofort daran, meinen Plan in die Tat umzusetzen. Als erstes musste ich mir das Foto von Susie und mir beschaffen, und mit nicht allzu gebremster Entschlossenheit hielt ich in dem Gewühl Ausschau nach dem Fotografen. Über die weinroten Fese und wippenden Busen, über die gelockerten Schlipse und Sitten, über die hüpfenden Kinder und kläglichen Reste cholesterinfröher Kuchen hinweg suchte ich nach dem Licht. Ich drängte mich durch die Menge, stieß mit den Ellbogen alte Damen und Teenager beiseite, und fand schließlich den Fotografen vor einer Familie mit erwartungsvoll eingefrorenem Grinsen auf jedem Gesicht. Nach dem Blitz entgrinste sich das Tableau und zerstreute sich, und ich stand vor Rora.

Rora. Mich laust der Affe. Rora.

Das passiert mir andauernd: Ich treffe aus heiterem Himmel Leute, die ich in meinem früheren Leben, in Sarajevo, gekannt habe. Wir jaulen vor Begeisterung; wir küssen uns oder hauen uns gegenseitig auf den Rücken; wir tauschen grundlegende Infos aus und klatschen über gemeinsame Bekannte; wir versprechen uns in die Hand, dass wir uns bald mal zusammensetzen werden oder in Verbindung bleiben. Hinterher breche ich immer schier zusammen vor Traurigkeit, denn mir wird augenblicklich klar, dass sich alles, was uns jemals verband, in Nichts aufgelöst hat; wir machen nur

Gesten, absolvieren das Ritual des Wiedererkennens und tun so, als seien wir nur durch die Umstände getrennt worden. Der alte Film von der gemeinsamen Vergangenheit löst sich auf, wenn er dem Licht eines neuen Lebens ausgesetzt wird. Auch über diese Dinge habe ich schon geschrieben.

Als ich in dem Fotografen Rora erkannte, jaulte ich tatsächlich auf vor Überraschung, und ich küsste ihn auf die Wange oder klopfte ihm auf den Rücken. Aber er trat zur Seite, ignorierte meine Vertraulichkeiten und murmelte lediglich *Šta ima?*, als seien wir auf der Straße aneinander vorbeigegangen. Ich muss zugeben, ich war baff: Ich stellte mich vor. Ich bin Brik, sagte ich. Wir sind aufs selbe Gymnasium gegangen. Er nickte, fand es offensichtlich albern, dass ich glaubte, er würde sich vielleicht nicht an mich erinnern. Trotzdem, er dachte gar nicht daran, die Vergangenheit zu umarmen und sie mir auf den Rücken zu hauen; er hielt seine Canon mit dem Blitzgerät nach unten, wie eine Waffe, die gerade nicht gebraucht wird. Es war keine Digitalkamera, wie mir in meiner Verlegenheit auffiel.

Das ist keine Digitalkamera, sagte ich.

Was du nicht sagst. Natürlich ist das keine Digitalkamera.

Die Musik hörte auf; die Tänzer kehrten zu ihren Tischen zurück. Ich steckte in dieser peinlichen Situation, ich konnte nicht einfach weggehen, konnte der bosnischen Unabhängigkeit nicht den Rücken kehren, dem ganzen Kulturgetue, der durch Fremde verkörperten Vergangenheit, der durch Ausländer verkörperten Gegenwart, dem Geplauder mit Susie, dem Tanzen und Knien, dem Fluchtplan. Seltsam, wie man, wenn man einmal handelt, nicht mehr aufhören kann zu handeln.

Du hast also die Fotografie nie aufgegeben, sagte ich.

Ich hab im Krieg wieder damit angefangen, sagte er.

Was ich aus Erfahrung wusste: Wenn ich – der ich kurz davor weggegangen war und den ganzen Schlamassel verpasst hatte – einen Bosnier nach dem Krieg fragte, führte meine Frage zu einem

langatmigen Monolog über die Schrecken des Krieges und meine Unfähigkeit zu verstehen, wie er wirklich war. Ich hatte mir selbst antrainiert, mich nicht in diese Situation zu begeben, doch diesmal fragte ich:

Warst du während der ganzen Belagerung in Sarajevo?

Nein, sagte er. Nur, als es besonders schön war.

Ich bin im Frühjahr 1992 hierher gekommen, sagte ich ungefragt.

Da hast du Glück gehabt.

Ich wollte gerade widersprechen, als eine ganze Familie auf ihn zukam und ein Gruppenfoto verlangte: der stämmige, bebrillte Vater, die stämmige, kurzarmige Mutter, zwei stämmige Mädchen mit schimmernd gekämmtem Haar – sie stellten sich in einer Reihe auf, erstarrten und entblößten ihre stämmigen Zähne zur ewigen Erinnerung.

Rora.

Jeder, den ich aus Sarajevo kannte, war schon vor Jahrzehnten in mein Leben getreten; jeder, der nun wieder auftauchte, kam unweigerlich mit einem Sack voll trivialer Erinnerungen daher. Ich hatte Rora auf dem Gymnasium gut gekannt. In der Pause rauchten wir in der Toilette im zweiten Stock; die Kippen warfen wir in eine Lüftungsöffnung, die kein Gitter mehr hatte, und manchmal wetteten wir, wer hineintreffen oder danebenwerfen würde. Rora hatte für gewöhnlich dicht gestopfte Marlboros, die viel besser waren als das Dreckzeug, das wir rauchten – aus unerfindlichen Gründen waren diese Glimmstängel immer nach verschiedenen jugoslawischen Flüssen benannt, die im Frühjahr gern über die Ufer traten. Während in unseren Zigaretten – so ein weitverbreiteter Glaube – nur die Krümel waren, die bei Schichtende auf dem Fabrikboden zusammengekehrt wurden, mussten die Marlboros aus dem Ausland stammen. Sie schmeckten wie der schiere Überfluss, wie die Ernte im Milch-und-Honig-Land. Rora war immer bereit, seine Zigaretten mit uns zu teilen, aber nicht aus Großzügigkeit, sondern um uns von seinen neuesten

Auslandsreisen erzählen und uns Bilder der fremden Länder zeigen zu können. Die meisten von uns fuhren in den Ferien immer noch mit ihren Eltern in langweilige Badeorte am Meer, und wir trauten uns nie, die Schule zu schwänzen, geschweige denn, allein ins Ausland zu fahren. Rora war uns ein Rätsel: Er verschwand einfach, ohne sich darum zu scheren, dass er die Schule versäumte, und nie bekam er einen Verweis oder eine andere Strafe. Es hieß, seine Eltern seien bei einem Autounfall ums Leben gekommen und er lebe bei seiner nicht viel älteren Schwester. Außerdem gab es noch alle möglichen anderen, viel weniger plausiblen Gerüchte: Sein Vater sei Spion beim militärischen Abwehrdienst gewesen, und seine alten Freunde kümmerten sich jetzt um Rora; er sei das ledige Kind eines Mitglieds des Zentralkomitees; er sei selbst ein Spion. Es fiel schwer, solche Geschichten ernstzunehmen, doch wenn sie zu irgendwem passten, dann zu Rora. Die Kippen-Wette gewann immer er.

Er erzählte uns gern von der Zeit, als er im Cockpit einer Maschine nach London geflogen war: Als sie hoch über den Alpen waren, hatte der Pilot ihm eine Zeitlang den Steuerknüppel überlassen. In Schweden hatte er einen reservierten Platz im Bett einer älteren Frau, die ihn mit Geschenken überschüttete – er zog sein Hemd auf und ließ uns eine daumendicke Goldkette bewundern. Die Frau ließ ihn ihren Porsche fahren und hätte ihm den Wagen auch geschenkt, wenn er sie darum gebeten hätte; er zeigte uns ein Foto von dem Porsche. In Mailand hatte er beim Rommé so viel Geld gewonnen, dass er es auf der Stelle ausgeben musste, sonst hätten ihn die Leute, denen er es abgenommen hatte, gelyncht. Also lud er sie alle ins teuerste Restaurant der Welt ein, wo sie gebratene Affenaugen und Kebab von der Schwarzen Mamba aßen und zum Nachttisch der hinreißenden Kellnerin Honig von den Brüsten leckten. Zum Beweis zeigte er uns ein Foto vom Mailänder Dom. Obwohl wir seine Geschichten reichlich übertrieben fanden, glaubten wir ihm, weil es ihm anscheinend egal

war, ob wir ihm glaubten oder nicht.

Das eine, woran ich mich aus dem Vorkriegs-Sarajevo erinnere und was mir seither fehlt, ist der stillschweigende Glaube daran, dass jeder das sein konnte, was er zu sein vorgab – jedes Leben, auch wenn es noch so phantastisch war, konnte von seinem rechtmäßigen, souveränen Besitzer beglaubigt werden, von innen heraus. Wenn einem jemand erzählte, er sei in einem Cockpit mitgeflogen, sei ein Teenager-Gigolo in Schweden gewesen oder habe Mamba-Kebabs gegessen, fiel es nicht schwer, ihm zu glauben; man konnte sich dafür entscheiden, seinen Geschichten zu glauben, weil sie so gut waren. Selbst wenn Rora log, selbst wenn ich nicht immer glaubte, dass sich die Dinge so abgespielt hatten, wie er sie erzählte, war er doch der einzige, den man sich als Figur in diesen Geschichten denken konnte – er war der einzig mögliche Cockpit-Gigolo der gern Mamba-Kebabs aß. Auch ich hatte, wie wir alle, einen Vorrat an unplausiblen Geschichten, in denen Menschen vorkamen, die ich gern wäre, und viele von meinen Geschichten waren Variationen über das jämmerliche Thema eines coolen, zynischen Schriftstellers. Außerdem entsprachen Roras Geschichten unseren gemeinsamen jugendlichen Träumen: Ich hatte ausführliche sexuelle Phantasien, in denen immer eine Schwedin vorkam. Rora lebte unsere Träume aus; wir wollten alle so sein wie er, weil er anders war als alle, die wir kannten.

Nach dem Gymnasium sah ich ihn nicht mehr oft, weil er immer unterwegs war und ich ein eifriger Student der englischen Sprache und Literatur wurde. Ab und zu traf ich ihn auf der Straße, wir gaben uns die Hand, teilten einander mit, dass es in unserem Leben nicht viel Neues gab, und dann schilderte er mir mit wenigen Worten seine letzte Reise. Ich verfolgte seine Wanderungen kreuz und quer durch Europa auf der ungenauen, unvollständigen Landkarte, die ich im Kopf hatte, und steckte kleine Fähnchen der Sarajevo-Jugend in die europäischen Hauptstädte, in denen Rora

beim Schnellschach abgeräumt und dann die Kohle für eine Zigeuner-Band rausgehauen hatte, die die ganze Nacht und den nächsten Tag die Seele aus ihren Instrumenten spielte; in die reichen Kleinstädte, wo er es irgendeinem hochnäsigen Westler gezeigt hatte, indem er in einer Nacht nacheinander mit seiner unterbeschäftigten Frau und seiner verzogenen Tochter schlief; in die Ferienorte am Meer, wo er die Touristen ablenkte, indem er Fotos von ihnen machte, während sein fingerfertiger Partner ihre Brieftaschen klaute. Wenn er mir von seinen unglaublichen Abenteuern erzählte, konnte ich mir vorstellen, wie prickelnd es sein musste, der Welt mit unserer Sarajevo-Dreistigkeit und unserer bosnischen Unverschämtheit zu begegnen. Und außerdem: Hier bekam man ein Bild von den Zigeunern, dort sah man eine Mutter und eine Tochter, hier war mein Kumpel Hermann, der größte Taschendieb Mitteleuropas.

Zum letzten Mal sah ich ihn im März 1992. Er war gerade aus Berlin zurückgekommen, ich war auf dem Sprung nach Amerika, alles war in Auflösung begriffen, und trotz des Vorfrühlings tobte ein Schneesturm. Wir blieben mitten im Schneetreiben stehen und redeten gegen den heulenden Wind an, wie in einem epischen Gedicht. Er trug einen langen, eleganten Kamelhaarmantel, um den Hals einen behaglichen Mohairschal, das lockige Haar vom nassen Schnee zerzaust. Er streifte seine Lammfellhandschuhe ab, um mir die eiskalte Hand zu schütteln. Es ging uns beiden gut, in Anbetracht der Umstände; um uns herum verschlechterte sich alles rapide; das Wetter war schlecht, die Zukunft ungewiss, der Krieg gewiss; davon abgesehen war alles wie üblich. Wir standen auf der Straße, vor dem stattlichen Energoinvest-Gebäude, die Kälte fraß sich in meine Zehen, aber ich hörte zu, wie er mir völlig unmotiviert erzählte, dass er in Berlin Stücke der Mauer an amerikanische Touristen verkauft hatte, die Jagd auf die Schatten des echten Erlebnisses machten. Er hatte einen nackten Betonklotz mit der Spraydose verziert und ihn in Stücke zerlegt – die größeren

Brocken waren teurer, und die größten verkaufte er mit einem von ihm selbst unterzeichneten Echtheitszertifikat. Er hätte fast Ärger mit der Polizei bekommen, als sie ihn erwischte, wie er auf der Straße hinter einem Haufen Mauertrümmer stand, in der Tasche ein Bündel Scheine, Dollar und D-Mark, und mit einem Paar aus Indiana feilschte, das seine leeren Rucksäcke mit Geschichtsbrocken füllen wollte. Er zog sich aus der Affäre, indem er den Polizisten erzählte, er verkaufe nur Repliken, was anscheinend den Ordnungshütern ebenso recht war wie den Amerikanern. Das letzte, was er zu mir sagte, war ein guter Rat hinsichtlich der Vereinigten Staaten. Da drüben ist alles wahr, sagte er, wandte sich ab und verschwand im Schneegestöber – so jedenfalls stelle ich es mir gern vor, schöpferisch, rückblickend. In Wirklichkeit ging er mit mir bis zur Pofalići-Kreuzung, wo er ein Taxi anhielt und ich auf die Straßenbahn wartete. In beiden Versionen ließ er, ohne es zu merken, einen Handschuh fallen. Ich hob ihn auf und nahm ihn mit nach Hause, wo er dann im Lauf des Krieges verschwand.



KNAUS

Knaus Verlag · Neumarkter Straße 28 · 81673 München · www.knaus-verlag.de